

Eröffnungsrede zur Jahresausstellung „ZwischenZeit“

Sprechen Ägyptologen von den sog. Zwischenzeiten, meinen sie damit jene Phasen des Übergangs zwischen dem Alten und dem Mittleren sowie dem Mittleren und dem Neuen Reich. Epochen, die sich zeitlich nicht exakt umgrenzen lassen, die jedoch jeweils, nach einer langen Phase der politischen und wirtschaftlichen Stabilität, des Wohlstands und der kulturellen Blüte eine Zeit der Krise und des Umbruchs markieren, eine Zeit, die gekennzeichnet ist durch politische Wirren, klimatische Veränderungen, die auf den Niedergang eines alten Herrschaftssystems folgende Neuordnung. Als ich begann, mich mit dem Titel dieser Jahresausstellung auseinanderzusetzen, kam mir diese Assoziation als erstes in den Sinn.

Denn leben auch wir nicht aktuell wieder in einer solchen Zwischenzeit, einer Zeit des fundamentalen Umbruchs, in der sich Krisen häufen und das uns bekannte Weltgefüge ins Wanken geraten ist? In der sich soziale, ökonomische, kulturelle und ökologische Verhältnisse massiv verändern, Gewissheiten sich auflösen? In der sicher geglaubte Begriffe wie Demokratie zur Disposition gestellt werden, aber auch ganz individuelle Fragen wie die nach der eigenen Identität immer schwieriger zu beantworten sind?

Ein Gefühl der Unsicherheit, des Verloren-Seins. Ein Schwebezustand, der Angst machen kann. Das Gefühl, einer Situation hilflos ausgeliefert zu sein, irgendwie „dazwischen zu hängen“. Ungeschützt zu sein. Ein „Weder-Noch“.

Was vorher war, ist nicht mehr gültig, etwas, dessen man sicher war, gilt nicht mehr. Aber auch das Neue zeichnet sich noch nicht ab, das Zukünftige ist noch nicht klar umrissen, ist ungewiss.

Nicht immer sind es gesellschaftliche Umstände, die diese Empfindungen hervorrufen. Es kann auch persönlich Erlebtes und Gefühltes sein, Erfahrungen von Krankheit und Isolation, private Umbruchsituationen, Einschnitte, das Verlassen einer vertrauten Umgebung, berufliche Neuorientierung. Schwellen-Erfahrungen – der Wechsel von einem Stadium, einem Zustand in einen anderen, dessen Gestalt noch nicht fassbar ist. Nicht ohne Grund werden verschiedene solcher Übergänge im Lebenszyklus – Geburt, Eintritt ins Erwachsenenalter, Heirat, aber auch der Einstand in eine bestimmte Berufsgruppe – in vielen Kulturen und Religionen rituell begleitet, bewältigt und vollzogen. Das Herauslösen aus dem (Zeit-)Gefüge, das Sich-Zurückziehen, das Erleben des In-der-Schwebe-Hängens vor dem Übertritt in eine neue Phase, ist dabei oftmals Teil des Ritus.

Denn dieser Zwischenzustand ist auch Raum zur Selbsterfahrung und -befragung. Das „Dazwischen“ bietet, bei aller Unsicherheit, die von ihm ausgeht, Möglichkeiten, gerade da es noch nicht endgültig ist und jede denkbare Gestalt und Dimension annehmen kann. Es ermöglicht eine Form der Rückbesinnung. Das Zurücklassen von

Dingen, das erst eine Öffnung hin zu Neuem ermöglicht. Es ist eine Einladung unterwegs zu sein, auf die Suche zu gehen, im Äußeren wie im Inneren. Innezuhalten. Die Sinne zu schärfen. Wahrzunehmen. Den eigenen Standort zu bestimmen. Die Unsicherheit einer kindlichen Neugier weichen zu lassen. Die Möglichkeit, in ungeahnte Abgründe zu blicken genauso wie in vorher unbekannte Höhen. Das Unbestimmte, Unschärfe als Raum für Erkenntnis akzeptieren. Denn dieses Dazwischen ist eine Leere, die mit individuellen Wünschen und Erwartungen gefüllt werden kann, ein Experimentierfeld, auf dem alles entstehen kann. Ein Spielraum, in dem eigene Vorstellungen und Erfahrungen ausgelotet und tatsächliche wie vermeintliche Grenzen überwunden werden können.

Genau das tun die Künstlerinnen und Künstler dieser Ausstellung in ihren Arbeiten.

Es sind Gedanken und Fragen, die hier formuliert, persönliche Erfahrungen, die verarbeitet werden. In unterschiedlichen Maßstäben und Materialien. Flach, dreidimensional, in den Raum hinausgreifend. Gegenständlich und abstrakt, konkret. Expressiv und leise. Analog und digital. Malerei, Collage, Fotografie, Video, Plastik, Installation, Grafik – Grenzen zwischen den Gattungen werden aufgehoben, die Arbeiten miteinander in Beziehung gesetzt. Das Ergebnis ist eine vielstimmige Interpretation des „Dazwischen“.

Es erscheint als ein Spalt, der sich auftut zwischen Flächen. Unbesetzt. Eine Lücke. Eine subtile Unterbrechung. Dehnt der Spalt sich aus, schließt er sich? Das bleibt fraglich. Unzweifelhaft ist, dass jeder Zwischenraum bedingt wird durch das ihn Umgrenzende. Ohne das, was ihn umgibt, kann er nicht existieren. Er steht immer in Beziehung zu den Dingen an seinen Rändern. Einem Vorher, einem Nachher.

Von einem solchen Vorher und Nachher ist auch im Rückblick auf die Phase der Pandemie oftmals die Rede. Eine Phase, die viele Menschen als eine Zwischenzeit begriffen haben, als eine individuelle Erfahrung einer – unfreiwilligen – Auszeit, einer Neuorientierung. Auch Kunst und Künstler haben sich in dieser Phase neu gefunden und erfunden, Transformationsprozesse durchlaufen. Das kann sich äußern in der Abwendung von einer klassischen Malweise hin zum Experimentieren mit neuen Medien – oder auch umgekehrt. In der Loslösung von Gewohntem, durch einen abrupten Bruch, die spontane Hinwendung zu einer neuen Formensprache, neuen Themenwelten. Oder aber auch durch eine kontinuierliche Weiterentwicklung von Ideen und künstlerischen Fragestellungen und ihrer Übertragung auf neue Formate, ihrem Überführen in einen anderen Zustand des Bildlichen. Vom Manuellen ins Computergenerierte. Vom Geometrischen ins Gestische.

Die Zwischenzeit als Reflexion über das eigene Schaffen, den Prozess der kreativen Schöpfung selbst. Kontrollverlust zulassen ebenso wie die Freiheit zur Improvisation,

einfach Geschehen-lassen. Zusehen, wie Farben, Linien, Flächen, verschiedene Momente sich miteinander verflechten und verdichten, Zeitebenen sich auflösen. Ohne korrigierend einzugreifen entstehen Palimpseste, in denen sich unbewusst Erlebtes, Erinnerungtes und auch Ersehntes überlagern.

Ein Zurückkehren zum Nullpunkt, zum Ursprung, um Neues erwachsen zu lassen. Natürlichen Formen folgen. Ein Baum, der Wurzeln schlägt. Verästelungen. Menschwerdung.

Ablösung auch im räumlichen Sinn. Bildwerke, die sich lösen von ihrem angestammten Platz an der Wand, sich vorwagen in den Raum, diesen besetzen. Den Zwischen-Raum, die Beziehung zwischen Werk und Betrachter neu definieren. Illusionen erzeugen.

Auch kann das Inhaltliche fast gänzlich in den Hintergrund treten zugunsten des Materials selbst, das eine Wandlung, eine Transformation erfährt. Papier etwa, das, nach mehrfacher Verwendung in einem neuen Kontext zum malerischen Element wird. Und in der Form der Collage bereits das Motiv des Übergangs, des Unfertigen, Unbeständigen impliziert, jederzeit veränderbar.

Die Zwischenzeit, sie kann auch im wahrsten Sinne des Wortes eine Baustelle sein. Der Zeitraum, in dem sich ein urbaner Ort langsam wandelt. Ein sichtbarer Umbruch im Stadtgefüge, die Transformation eines Lebensraums, eine vertraute Ansicht, die sich Schritt für Schritt verändert, ein Platz, der ein neues Gesicht erhält. Das Festhalten in Bildern als Versuch, das Installative, das Momenthafte dieser Genese zu bewahren.

Die Wahrnehmung eines Ortes, das eigene Verorten als Individuum, die Suche nach dem eigenen Platz in einem städtischen Gefüge, räumlich wie sozial, auch diese Erfahrung kann als Zwischenzeit wahrgenommen werden. Die Phase zwischen dem Verlassen eines heimischen Terrains und dem Ankommen in einem neuen Lebensraum, eine Phase, die geprägt ist von dem Wunsch Orientierung zu erlangen im Unbekannten, Fremden. In der sich die Frage nach der eigenen Positionierung stellt.

Eine solche Zwischenzeit kann mitunter nur schwer zu ertragen sein, selbst wenn es sich um einen vorübergehenden Zustand handelt. Insbesondere dann, wenn es ein Zeitraum ist, der in Gefangenschaft verbracht wird, als Häftling in einem Hochsicherheitsgefängnis in Mittelamerika etwa. Oder wenn eine Station der eigenen beruflichen Biographie als persönliches Gefängnis empfunden wird, die Erfahrung einer Trennung als eine schmerzhaft Form der Ablösung. Verarbeitet wird sie in Form der Rückschau, durch das erneute Erleben. Der Betrachter wird Zeuge dessen, und selbst zum Teilnehmer an dieser Erfahrung.

So gerät die Auseinandersetzung mit der Zwischenzeit auch zur Reflexion über die

eigene Lebenszeit, das Leben selbst als Zwischenzeit-Erfahrung.

Die Betrachtung des eigenen Gesichts im Wandel, das Sich-vor-Augen-Führen der eigenen Geschichte in Auseinandersetzung mit Verlust, Krankheit, Tod. Die Gleichzeitigkeit von Erinnertem, Präsentem, Zukünftigem manifestiert sich im Bild. Was bleibt am Ende? Von der Kunst und von uns? Diese Frage mit Gewissheit zu beantworten, liegt außerhalb unseres Vermögens. Aber sie uns stetig vorzuhalten, das vermag die Kunst.

Vermag sie auch, die Zeit anzuhalten?

Der Versuch das Temporäre, Flüchtige einzufangen, das Vergehen von Zeit abzubilden ist jedenfalls ein immer wiederkehrendes Thema, beim Blick in die Kunstgeschichte wie beim Blick in diese Räume.

Die Zeit abstrahiert als fortlaufendes Band, aus der Vergangenheit in die Zukunft, dazwischen: Verdichtungen, Faltungen. Die Unendlichkeit, das Gefühl des In-der-Zeit-gefangen-Seins, als Zeitschleife, aus der es kein sichtbares Entkommen gibt.

Da ist das Vanitasstillleben, das an die eigene Vergänglichkeit gemahnt und das zugleich nach der Zeitlosigkeit von Dingen fragt. Ist es das Immer-wieder-neu-Arrangierbare, das die Zeitlosigkeit impliziert? Ist das, was wir aus der Vergangenheit in der Gegenwart für die Zukunft bewahren, das die Zeit überdauert, grundsätzlich zeitlos? Oder ist es der Kontext, der die Dinge aus der Zeit herauslöst?

Federn, im Fallen begriffen, irgendwo zwischen der unsichtbaren Hand, die sie losließ und dem Landen auf einem wie auch immer gearteten Boden.

Ein Ausschnitt der Realität, flüchtig wahrgenommen wie das Abbild einer Landschaft während eines Ausflugs in die Natur, wie der unmittelbare Eindruck der Farbigkeit einer Sommerreise, eine Stimmung, eine Momentaufnahme – unbeständig und doch von Dauer.

Die Gestalt einer Frau, die dem Betrachter entgegenblickt, während alle anderen schnellen Schritte weiterziehen. Ein kurzes Innehalten im Jetzt, in der stetigen Bewegung des Kommen und Gehen. In welche Richtung geht es vorwärts? Wo positioniert sich die Kunst? Und wo stehen wir, diejenigen, die die Kunst betrachten?

Danach fragt diese Ausstellung – und lädt ein, Antworten zu finden. Das Dazwischen ist eine Leere, die gefüllt werden darf. Alles ist möglich.

© Vanessa Charlotte Heitland M.A., Kunsthistorikerin